

Göppel, Rolf

Eltern und Kinder - Gefangene im Wiederholungszwang?

Zeitschrift für Pädagogik 41 (1995) 5, S. 783-802



Quellenangabe/ Reference:

Göppel, Rolf: Eltern und Kinder - Gefangene im Wiederholungszwang? - In: Zeitschrift für Pädagogik 41 (1995) 5, S. 783-802 - URN: urn:nbn:de:0111-pedocs-105307 - DOI: 10.25656/01:10530

<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0111-pedocs-105307>

<https://doi.org/10.25656/01:10530>

in Kooperation mit / in cooperation with:

BELTZ JUVENTA

<http://www.juventa.de>

Nutzungsbedingungen

Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Die Nutzung stellt keine Übertragung des Eigentumsrechts an diesem Dokument dar und gilt vorbehaltlich der folgenden Einschränkungen: Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use

We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document.

This document is solely intended for your personal, non-commercial use. Use of this document does not include any transfer of property rights and it is conditional to the following limitations: All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Kontakt / Contact:

peDOCS
DIPF | Leibniz-Institut für Bildungsforschung und Bildungsinformation
Informationszentrum (IZ) Bildung
E-Mail: pedocs@dipf.de
Internet: www.pedocs.de

Digitalisiert

Mitglied der


Leibniz-Gemeinschaft

Zeitschrift für Pädagogik

Jahrgang 41 – Heft 5 – September/Oktober 1995

Thema 1: Pädagogisches Fallverstehen

- 675 REINHARD FATKE
Fallstudien in der Pädagogik. Einführung in den Themenschwerpunkt
- 681 REINHARD FATKE
Das Allgemeine und das Besondere in pädagogischen Fallgeschichten
- 697 BURKHARD MÜLLER
Das Allgemeine und das Besondere beim sozialpädagogischen und psychoanalytischen Fallverstehen
- 709 JÜRGEN KÖRNER
Das Psychoanalytische einer psychoanalytisch-pädagogischen Fallgeschichte
- 719 WILFRIED DATLER
Musterbeispiel, exemplarische Problemlösung und Kasuistik. Eine Anmerkung zur Bedeutung der Falldarstellung im Forschungsprozeß

Thema 2: Methoden- und Wissenschaftskritik

- 731 KLAUS BOEHNKE/HANS MERKENS
Sozialer Wandel als Methodenproblem. Analysen am Beispiel der Entwicklung von Individualismus und Kollektivismus bei Ost- und Westberliner Jugendlichen zwischen 1990 und 1992
- 745 LEONIE HERWARTZ-EMDEN
Methodologische Überlegungen zu einer interkulturellen empirisch-erziehungswissenschaftlichen Forschung
- 765 HEINZ RHYN
Psychometrie und Bildung. Der Intelligenzquotient als Sozialindikator?

Diskussion

- 783 ROLF GÖPPEL
Eltern und Kinder – Gefangene im Wiederholungszwang?
- 803 FRANZ-MICHAEL KONRAD
Von der „Zukunftspädagogik“ und der „Reformpädagogischen Bewegung“. Zur Konstitution einer Epoche in ihrer Zeit

Besprechungen

- 829 MICHAEL WINKLER
Lothar Böhnisch: Sozialpädagogik des Kindes- und Jugendalters. Eine Einführung
- 832 CHRISTIAN LÜDERS
Klaus Kraimer: Die Rückgewinnung des Pädagogischen. Aufgaben und Methoden sozialpädagogischer Forschung
- 835 ROLAND MERTEN
Ernst Engelke: Soziale Arbeit als Wissenschaft. Eine Orientierung
Wolf Rainer Wendt (Hrsg.): Sozial und wissenschaftlich arbeiten. Status und Positionen der Sozialarbeitswissenschaft
- 840 BERND-REINER FISCHER
Wolfgang Steinhöfel (Hrsg.): Spuren der DDR-Pädagogik
Ernst Cloer/Rolf Wernstedt (Hrsg.): Pädagogik in der DDR. Eröffnung einer notwendigen Bilanzierung
Heinz-Hermann Krüger/Winfried Marotzki (Hrsg.): Pädagogik und Erziehungsalltag in der DDR. Zwischen Systemvorgaben und Pluralität

Dokumentation

- 849 Pädagogische Neuerscheinungen

Content

Topic I: The Pedagogical Concept of Case Analysis

- 675 REINHARD FATKE
Case Studies in Pedagogics – An Introduction
- 681 REINHARD FATKE
The General and the Specific in Pedagogical Case Studies
- 697 BURKHARD MÜLLER
The General and the Specific In Socio-Pedagogical and Psycho-Analytic Case Analysis
- 709 JÜRGEN KÖRNER
The Psycho-Analytic In a Psycho-Analytic Pedagogical Case History
- 719 WILFRIED DATLER
Typical Model, Exemplary Problem-Solving, and Casuistry –
An annotation concerning the significance of case description in
research processes

Topic II: Critique of Science and of Methodology

- 731 KLAUS BOEHNKE/HANS MERKENS
Social Change As a Methodological Problem: Exemplified by analyses of the development of individualism and collectivism in adolescents from East and from West Berlin between 1990 and 1992
- 745 LEONIE HERWARTZ-EMDEN
Methodological Reflections on Intercultural Empirical-Pedagogical Research
- 765 HEINZ RHYN
Psychometrics and Education. The intelligence quotient – a social indicator?

Discussion

- 783 ROLF GÖPPEL
Parents and Children – Captives of Compulsive Repetition?
- 803 FRANZ-MICHAEL KONRAD
„Pedagogics of the Future“ and the „Reform-Pedagogical Movement“ – On the constitution of an epoch in its time

Book Reviews

829

Documentation

849 Recent Pedagogical Publications

Eltern und Kinder – Gefangene im Wiederholungszwang?

Zusammenfassung

Der Beitrag geht der Frage nach den Zusammenhängen zwischen den eigenen kindlichen Erfahrungserfahrungen und dem späteren elterlichen Erziehungsverhalten nach. Unter Bezug auf neuere Ergebnisse der Bindungsforschung und der epidemiologischen Risikoforschung wird geprüft, welche empirischen Belege sich für die psychoanalytische These von der intergenerationalen Transmission unempathischer, seelisch verletzender Weisen des Umgangs mit Kindern finden lassen. In verschiedenen Studien zeigte sich, daß die Art und Weise, wie Eltern ihre eigenen frühen Beziehungserfahrungen psychisch repräsentiert haben, d. h., wie offen und bewußt sie sich mit den problematischen Aspekten ihrer Kindheit auseinandersetzen können, von großer prognostischer Bedeutung für die Qualität der Beziehung zu den eigenen Kindern ist.

Die Frage, inwiefern das menschliche Lebensschicksal durch die frühkindlichen Erfahrungen präformiert ist, wurde in der Psychologie immer wieder höchst kontrovers diskutiert. Psychoanalytische Positionen tendieren traditionell dazu, den frühkindlichen Erfahrungen große Bedeutung für die Persönlichkeitsstruktur des Erwachsenen zuzusprechen. Die grundlegende Charakterstruktur, die Anfälligkeit für neurotische oder depressive Störungen, die Ängste, Süchte, Sehnsüchte, die das Welterleben bestimmen, die Beziehungsmuster, die das Verhältnis zu anderen Menschen, zu Autoritäten, zu Liebespartnern, aber auch zu den eigenen Kindern prägen, all dies wurde und wird immer wieder mit frühkindlichen Erfahrungen in Zusammenhang gebracht. Eine markante Formulierung dieser Position stammt von FREUD selbst: „Der kleine Mensch ist oft mit dem vierten oder fünften Jahr schon fertig und bringt später nur allmählich zum Vorschein, was bereits in ihm steckt“ (FREUD 1917, S. 348).

Am anderen Ende des Spektrums stehen Sichtweisen, die von einer besonderen Flexibilität der kindlichen Psyche ausgehen und gerade den frühkindlichen Erfahrungen jede nachhaltig persönlichkeitsprägende Kraft absprechen. In den USA firmiert diese Position unter dem Namen „Elastic Mind Movement“, und sie hat mit JEROME KAGAN einen sehr prominenten Entwicklungspsychologen als Fürsprecher. Im deutschsprachigen Raum haben explizit psychoanalysekritische Publikationen wie HEMMINGERS „Kindheit als Schicksal? – Die Frage nach den Langzeitfolgen frühkindlicher seelischer Verletzungen“ (1982) oder wie ERNST und VON LUCKNERS „Stellt die Frühkindheit die Weichen? Eine Kritik an der Lehre von der schicksalshaften Bedeutung erster Erlebnisse“ (1985), die versuchen, jenes psychoanalytische Postulat von der

prägenden Bedeutung der frühen Kindheit als Mythos zu entlarven, eine heftige Diskussion ausgelöst. Diese Diskussion soll hier nicht in ihrer ganzen Breite aufgerollt werden. Vielmehr geht es um einen spezifischen, aber für die Pädagogik besonders bedeutsamen Ausschnitt daraus, nämlich um die Frage, inwiefern erzieherische Verhältnisse beeinflusst sind von den Erfahrungen, welche die Erwachsenen selbst als Kinder einst gemacht haben.

Ich will im folgenden:

- kurz rekapitulieren, wie in der Tradition der Psychoanalyse die Zusammenhänge zwischen frühkindlichen Erfahrungen und späteren Erziehungshaltungen konstruiert wurden;
- die grundsätzliche Frage nach dem Verhältnis von Rekonstruktion und Prognose im Bereich menschlicher Entwicklungen und erzieherischer Verhältnisse aufwerfen und untersuchen, wie die Psychoanalyse in ihrer Tradition mit dieser Differenz umgegangen ist;
- prüfen, welche *empirischen* Belege sich für bzw. gegen die These vom Wiederholungszwang und von der intergenerationellen Transmission von defizitären/unempathischen/mißhandelnden Weisen des Umgangs mit den Kindern finden lassen;
- speziell danach fragen, wodurch sich jene Eltern, denen es gelingt, trotz ungewöhnlich belastender Kindheitserfahrungen ihren eigenen Kindern eine liebevolle, einfühlsame, „genügend gute“ elterliche Betreuung zukommen zu lassen, die es also fertigbringen, den „cycle of abuse“ zu durchbrechen, von jenen unterscheiden, die in diesem Kreislauf gefangen bleiben.

1. Die Psychoanalyse und das Drama der Erziehung

Im Gegensatz zu den zahlreichen pädagogischen Werken, die differenziert und systematisch die verschiedenen „Erziehungsmittel“ und „Erziehungsziele“ auflisten, über deren Vorzüge und Nachteile rasonieren und über deren Wirkungen spekulieren, dabei immer auch irgendwie suggerieren, es käme letztlich nur auf die Wahl der richtigen Mittel an und es sei nur eine Frage der gründlichen Information, sich für die optimalen zu entscheiden, hat die Psychoanalyse stets auf die unbewußten Determinanten des pädagogischen Bezugs verwiesen, die aus den Kindheitsschicksalen des Erziehers stammen. Einen klassischen Ausdruck hat diese These in SIEGFRIED BERNFELDS „Sisyphos – oder die Grenzen der Erziehung“ gefunden, der hier bei jenen unbewältigten infantilen Anteilen des Erziehers die vielleicht bedeutsamste Grenze für den erhofften und von der Pädagogik vielfach beschworenen Fortschritt durch pädagogische Aufklärung sah. In diesem Sinne schreibt er:

„Unser Erzieher liebt aber das Kind. Er spielt seine Rolle freiwillig, mit Begeisterung und Hingabe, unter dem Wiederholungszwang, wenigstens unter den Einwirkungen seines eigenen Ödipuskomplexes. Dies Kind vor ihm ist er selbst als Kind. Mit denselben Wünschen, denselben Konflikten, denselben Schicksalen. Die wirklichen Unterschiede wiegen hier leicht. Sie sind Unterschiede des Ichs, soweit sie überhaupt zählen, aber nicht Unterschiede der Triebe und Wünsche. Und sein Tun, sein Erfüllen und Verbieten ist das seiner eigenen Eltern. Er ist in dieser pädagogischen Paargruppe zweimal enthalten: als Kind und als Erzieher. Reichlich kompliziert, aber noch

nicht genug. Denn er als Erzieher, er ist gar kein Er, kein Ich, sondern ein denkendes, handelndes Ich, dem eine ichfremde Gewalt: das Triebwünschen seines Verdrängten hemmend und treibend gegenübersteht. So steht der Erzieher vor zwei Kindern: dem zu erziehenden vor ihm und dem verdrängten in ihm. Er kann gar nicht anders, als jenes zu behandeln wie er dieses erlebte“ (BERNFELD 1967, S. 140f.).

Daß es gerade dieses Theoriestück war, das bei der Rezeption BERNFELDS Ende der 60er Jahre eine besondere Rolle spielte, geht deutlich aus WOLFFS Bericht über die Wiederentdeckung BERNFELDS hervor: „Welchem Kind sieht sich der Erzieher immer wieder gegenüber“, fragten wir als an BERNFELDS geschulte Kindergarteneltern und antworteten im Chor: „Sich selbst als Kind!“ ... Das hat uns beflügelt und beflügelt uns noch heute“ (WOLFF 1993, S. 103). Die in BERNFELDS Problembeschreibung enthaltenen Elemente, „ichfremde Gewalt“, „inneres verdrängtes Kind“ und „Wiederholungszwang“, stellen auch bedeutsame Schlüsselbegriffe für die aktuelle Diskussion zum Thema Gewalt in der Familie dar, bei dem die Frage nach den generationsübergreifenden Verhängnissen und den unbewußten Verstrickungen zwischen Eltern und Kindern immer wieder im Raum steht.

Wie Eltern auf die Entwicklung ihrer Kinder einwirken, darüber gibt es in der Psychoanalyse unendlich viel Literatur. Die psychische Dynamik der Elternschaft selbst wurde dagegen viel seltener behandelt. Wenn man die wenigen psychoanalytischen Beiträge hierzu betrachtet, dann kann man sehr unterschiedliche Einschätzungen finden. Von FREUD gibt es nur sporadische Bemerkungen. Für ihn ist mit diesem Ereignis vor allem ein Wiederaufleben des frühkindlichen Narzißmus verbunden (vgl. FREUD 1914, S. 58). MELANIE KLEIN sah in den Erfahrungen der Elternschaft vor allem die Möglichkeit zur Kompensation für frühkindliche Versagungen, die Chance, daß alte, aus jener Zeit stammende Sehnsüchte endlich ihre Erfüllung finden (KLEIN 1989). THERESE BENEDEK ging von einer mit der Mutterschaft verbundenen Regression auf die orale Stufe aus und versuchte auf der Grundlage der Libidotheorie sowohl Chancen als auch Risiken der Entwicklungsphase Elternschaft zu beschreiben (BENEDEK 1960). SELMA FRAIBERG schließlich prägte die Rede von den „Ghosts in the Nursery“, den Gespenstern aus der Vergangenheit, die sich im Kinderzimmer breitmachen und die Eltern-Kind-Beziehungen belasten, und sie hat auch schon Hypothesen darüber aufgestellt, unter welchen Bedingungen es zu einer Weitergabe eigener traumatischer Erfahrungen kommt und unter welchen Bedingungen eine Wiederholung an den eigenen Kindern eher unwahrscheinlich ist (FRAIBERG u.a. 1975). All dies waren jedoch eher Beiträge innerhalb der psychoanalytischen Fachdiskussion. Große Breitenwirkung hat das Thema vor allem durch die Bücher von ALICE MILLER erfahren. Mit ihrer Beschreibung des Eltern-Kind-Verhältnisses und ihrer umfassenden Kritik der Pädagogik als ideologischer Rechtfertigung für den Seelenmord am Kind hat sie auch in der Pädagogik beträchtliche Resonanz gefunden.

MILLERS Sicht der Erziehung ist wahrhaft tragisch. Ihre Antwort auf jene Frage, die SCHLEIERMACHER als die Kern- und Ausgangsfrage jeder Pädagogik formuliert hat, nämlich, „Was will denn eigentlich die ältere Generation mit der jüngeren?“ (SCHLEIERMACHER 1826, S. 9), lautet im Grundsatz: Rache nehmen für die eigenen in der Kindheit erlittenen Verletzungen und Demütigungen.

Wie universell und ausweglos MILLER diese tragische Verstrickung ansetzt, wird aus dem folgenden Zitat deutlich:

„Jeder Mensch hat wohl in sich eine mehr oder weniger vor sich selbst verborgene Kammer, in der sich die Requisiten seines Kindheitsdramas befinden. Vielleicht ist es sein geheimer Wahn, seine geheime Perversion oder ganz schlicht der unbewältigte Teil seines Kinderleidens. Die einzigen Menschen, die mit Sicherheit Zutritt zu dieser Kammer bekommen werden, sind seine Kinder. Mit den eigenen Kindern kommt neues Leben in die Kammer, das Drama erfährt seine Fortsetzung“ (MILLER 1979, S. 48).

2. Psychoanalytische Rekonstruktion und Prognose

Die geschilderten Thesen zu den Determinanten des Elternverhaltens sind abgeleitet von einzelkasuistischen Rekonstruktionen, die ihrerseits immer schon theoriegeleitet, d. h. unter der Grundannahme der prägenden Wirkung der frühen Erfahrungen erfolgten.

Natürlich stellt sich die Frage, ob und wie man verlässlicheres Wissen über jene so populäre psychoanalytische These, daß das elterliche Erziehungsverhalten in erster Linie als „Reproduktion der frühen Erfahrungen“ (LEBER 1983) zu verstehen sei, gewinnen kann. Sowohl außerhalb als auch innerhalb der Psychoanalyse mehrt sich die Skepsis bezüglich der Verlässlichkeit der auf rekonstruktivem Weg gewonnenen Daten sowie der auf diesem Weg gewonnenen Aussagen über lebensgeschichtliche Wirkungszusammenhänge. So hat KAGAN wohl mit Recht festgestellt: „Alle gängigen Theorien, die einen strukturellen Zusammenhang zwischen der frühen Kindheit und dem Erwachsenenleben postulieren, sind im Grunde Hypothesen über mögliche Geschichtsverläufe. Es sind Sentenzen, die darauf zielen, aus einer Unmenge von Ereignissen eine zusammenhängende Geschichte zu machen“ (KAGAN 1984, S. 125).

Der prinzipielle Konstruktcharakter von psychoanalytischen Lebensgeschichten wird in der jüngeren Diskussion auch von psychoanalytischer Seite zunehmend anerkannt. So postuliert etwa SCHAFFER als die zentrale These in seinem Aufsatz „Die psychoanalytische Lebensgeschichte“: „daß eine Analyse in der Konstruktion einer persönlichen Vergangenheit besteht. Es ist nicht *die* persönliche Vergangenheit, sondern *eine* persönliche Vergangenheit“ (SCHAFFER 1994, S. 30). Eine persönliche Vergangenheit, wie sie unter den spezifischen Vorgaben des analytischen Settings und der jeweiligen analytischen Theorien, die das Verstehen und Deuten des Analytikers leiten, (re-)konstruiert wird. Auch von zahlreichen anderen psychoanalytischen Autoren wird die Reliabilität psychoanalytisch (re-)konstruierter Lebensgeschichten zunehmend kritisch eingeschätzt, und es wird darauf hingewiesen, daß es bei diesen Geschichten mehr auf die therapeutische Nützlichkeit denn auf die historische Wahrheit ankäme (vgl. etwa LOCH 1976; KRIS 1977; LORENZER 1979; TRESS 1985; THOMÄ/KÄCHELE 1985; BRÄUTIGAM 1989).

Im Gegensatz zur hermeneutischen Tradition der Psychoanalyse, die primär auf die Entdeckung von Sinnzusammenhängen in komplexen biographischen Materialien, auf das Entwerfen stimmiger Deutungen und auf die Konstruktion kohärenter Geschichten ausgerichtet ist, deren „Wahrheitskriterium“ gewissermaßen in der Plausibilität, eventuell sogar im intuitiven Evidenzerle-

ben oder im therapeutischen Fortschritt besteht, der durch sie ermöglicht wird, ist das entscheidende Gütekriterium der empirisch-nomothetischen psychologischen Forschung wohl letztlich ihre prognostische Kraft, d.h. die Frage, ob ihre Ergebnisse auf der Grundlage bestimmter Ausgangsdaten bestimmte künftige Entwicklungen vorauszusagen erlauben.

Natürlich ist auch die psychoanalytische Literatur voll von impliziten und expliziten prognostischen Hypothesen. All die Postulate, etwa über den Zusammenhang zwischen den Fixierungsstellen der psychosexuellen Entwicklungsphasen und den spezifischen Merkmalen der „oralen“ oder „anal“ Charakterprägung beim Erwachsenen, besitzen eine massive prognostische Komponente. Und natürlich enthalten gerade die psychoanalytischen Spekulationen über die Determinanten des Elternverhaltens unzweifelhaft eine bedeutsame prognostische Dimension. Dies geht bis hin zu ganz konkreten Voraussagen. So etwa, wenn MILLER, bezogen auf jene von ihr beobachtete Episode, wo Eltern sich über ihren kleinen Sohn lustig machen, der nicht am Eis der Mutter schlecken, sondern partout ein eigenes Eis haben will, schreibt: „Es ist nicht daran zu zweifeln, daß unser kleiner Junge in zwanzig Jahren oder früher schon mit Geschwistern, seine Geschichte mit dem Eis nochmals spielen wird, aber sicher wird *er* dann der Besitzer sein und der andere das hilflose, neidische, ohnmächtige, kleine Geschöpf, das man nun endlich nicht mehr in sich tragen muß, sondern abspalten und nach draußen plazieren kann“ (MILLER 1979, S. 112f.).

FREUD selbst hat sich schon mit den Unterschieden zwischen retrospektiven und prospektiven Erklärungen und mit den prinzipiellen Schwierigkeiten, die die Psychoanalyse mit prognostischen Aussagen hat, befaßt. An einer nachdenklichen Stelle schreibt er:

„Solange wir die Entwicklung von ihrem Endergebnis aus nach rückwärts verfolgen, stellt sich uns ein lückenloser Zusammenhang her, und wir halten unsere Einsicht für vollkommen befriedigend, vielleicht für erschöpfend. Nehmen wir aber den umgekehrten Weg, gehen wir von den durch die Analyse gefundenen Voraussetzungen aus und suchen diese bis zum Resultat zu verfolgen, so kommt uns der Eindruck einer notwendigen und auf keine andere Weise zu bestimmenden Verkettung ganz abhanden. Wir merken sofort, es hätte sich auch etwas anderes ergeben können, und dies andere Ergebnis hätten wir ebensogut verstanden und aufklären können. Die Synthese ist also nicht so befriedigend wie die Analyse; mit anderen Worten, wir wären nicht imstande, aus der Kenntnis der Voraussetzungen die Natur der Ergebnisse vorherzusagen“ (FREUD 1920, S. 276f.).

FREUD hält dies denn auch für eine „betrübliche Erkenntnis“, denn unter der Annahme eines vollkommenen Determinismus im Psychischen, von der er ja bekanntlich ausging, sollte die Prognose oder, wie er sagt, die „Synthese“ prinzipiell möglich sein. Die Erkenntnis dieses Mangels führt bei FREUD keineswegs zu einem Zweifel an seinem deterministischen Menschenbild, sondern er führt diese Schwierigkeiten einfach auf das praktische Problem zurück, daß die verschiedenen ätiologischen Faktoren bisher nur qualitativ, nicht aber quantitativ zu bestimmen seien.

Mit den prognostischen Möglichkeiten der Psychoanalyse, gerade im Hinblick auf die Pädagogik, hat sich auch schon BERNFELD befaßt. Dabei hat er eine solche auf den konkreten Einzelfall bezogene Prognose ausgeschlossen,

da die Psychoanalyse gegenüber dem Individuum stets historisch bleibe und selbst bei detaillierter Kenntnis der bisherigen Reaktionsweisen nicht die künftigen vorhersagen könne. Was er jedoch auf Grund der allgemeinen psychoanalytischen Erkenntnisse über die „Gesetzmäßigkeiten“ der psychischen Prozesse für möglich hielt, waren kollektive, stochastische Prognosen, also genau die Art von Prognosen, wie sie allgemein in den empirischen Sozialwissenschaften üblich sind (BERNFELD 1967, S. 147).

Die Psychoanalyse hat sich aber bis heute enorm schwer damit getan, in diesem Sinne empirische Belege für die von ihr behaupteten Zusammenhänge zwischen bestimmten frühkindlichen Erfahrungen und späteren Varianten der Persönlichkeitsentwicklung zu erbringen. Nun kann man allerdings mit Blick auf diese Lage mit Recht einwenden, es sei wissenschaftstheoretisch nicht haltbar, „daß die Abwesenheit von Evidenz als Evidenz für die Abwesenheit des Phänomens genommen wird“ (GROSSMANN u. a. 1991, S. 36). Es könnte ja immerhin sein, daß die bisherigen Versuche, ontogenetische Langzeitwirkungen früher sozialemotionaler Erfahrungen empirisch nachzuweisen, methodisch unzureichend waren und daß es deshalb nicht gelungen ist, jene intuitiv durchaus plausiblen und in analytischen Fallgeschichten immer wieder beeindruckenden Zusammenhänge auch auf empirisch-statistische Weise zu belegen.

Insgesamt zeichnet sich derzeit ein deutlicher Trend zur Öffnung der Psychoanalyse gegenüber den Ergebnissen empirischer psychologischer Forschung ab. Dieser Trend ist sicherlich am ausgeprägtesten im Bereich der Säuglingsforschung (GÖPPEL 1994), aber er wird unvermeidlich viele andere Bereiche psychoanalytischer Hypothesenbildung erfassen. In diesem Sinn meint etwa CREMERIUS, daß in der psychoanalytischen Theorie mehr oder weniger alles in Bewegung gekommen sei, daß es gelte, auf dem Weg der Psychoanalyse zu einer „Normalwissenschaft“ Widersprüche aufzuheben, „spekulativen Überbau“ abzutragen, sich von empirisch nicht haltbaren Hypothesen zu trennen und auf Grund neuer klinischer Befunde sogar geheiligte Paradigmata zu opfern“ (CREMERIUS 1987, S. 1091). Und er fragt: „Hätten wir nicht allen Grund, jetzt, wo unsere Theorien in den Fluß gekommen sind, auch die Ergebnisse benachbarter Wissenschaften zu rezipieren – der Verhaltensforschung, der Gesellschaftswissenschaften, der Sozialpsychiatrie, der Entwicklungspsychologie, der Vererbungs- und Hirnforschung?“ (ebd., S. 1071).

BRÄUTIGAM, ein anderer der „alten weisen Männer“ der deutschen Psychoanalyse, hat betont, daß die Frage nach der lebensgeschichtlichen Bedeutung früher Erfahrungen „nur interdisziplinär durch entwicklungspsychologische Verlaufsuntersuchungen ... und durch Untersuchungen von definierten Kinder- und Erwachsenengruppen, nicht durch einzelkasuistische Rekonstruktionen“ möglich sei. Er stellt klar, daß es beim Menschen „kein psychisches oder psychosomatisches Krankheitsbild“ gibt, „das sich regelhaft mit bestimmten äußeren Einwirkungen der frühen Kindheit in Verbindung bringen läßt“ (BRÄUTIGAM 1989, S. 25). Jüngst hat er sogar den Psychoanalysekritiker ZIMMER gegen dessen Rezensenten PLATTA in Schutz genommen und gefordert: „Psychoanalyse hat nur da eine wissenschaftliche Zukunft, wo sie die Ergebnisse anderer Disziplinen zur Kenntnis nimmt und sich mit ihnen auseinandersetzt“ (BRÄUTIGAM 1990, S. 764).

Um die Ergebnisse anderer Disziplinen zu jener speziellen Frage nach dem Einfluß der Kindheitserfahrungen auf das eigene Erziehverhalten, eine Frage, die bisher in der Pädagogik fast ausschließlich mit Rekurs auf die Psychoanalyse behandelt wurde, soll es im folgenden gehen.

3. Ergebnisse der Bindungsforschung: Attachment across Generations

Weitgehend unbeachtet von der Pädagogik, auch von der psychoanalytischen Pädagogik, hat sich in den letzten Jahren ein rapide wachsender Forschungszweig etabliert, dem es unter anderem genau um diese Thematik geht: die Bindungsforschung. Die von BOWLBY und AINSWORTH begründete Bindungstheorie kann durchaus als eine Fortführung der von der Psychoanalyse aufgeworfenen Kernfrage nach den Prozessen der sozioemotionalen Entwicklung und nach den maßgeblichen Bedingungen, die Einfluß darauf haben, ob diese Prozesse eher günstig oder eher problematisch verlaufen, verstanden werden. Eine Fortführung allerdings mit den Mitteln und unter den Standards moderner empirischer entwicklungspsychologischer Forschung und auf der Grundlage einer Theorie, die eher die Reflexion über die biologische, evolutionäre Funktion von Verhalten in den Mittelpunkt stellt als die Spekulation über triebenergetische Ursachen, die eher die Strukturierung von Kommunikationsmustern verfolgt als die Schicksale der Libido und die lieber von verinnerlichten „Arbeitsmodellen“ spricht als von „psychischen Instanzen“.

Eine methodische Schlüsselrolle für die gesamte Bindungsforschung spielt die von AINSWORTH entwickelte „Fremde Situation“ und die daraus sich ergebende Klassifikation des kindlichen Bindungsverhaltens. In dieser standardisierten Testsituation, die aus mehreren Teilsequenzen besteht, wird die Reaktion des ein- bis eineinhalbjährigen Kindes auf kurzfristige Trennungen von der Bindungsperson und insbesondere seine Reaktion bei der späteren Wiedervereinigung mit derselben analysiert. Gerade die letztere Reaktion wird verstanden als Ausdruck der im Kind durch die bisherige Interaktionserfahrung aufgebauten „working models“ von sich selbst und von den jeweiligen Bindungsfiguren, gewissermaßen also als Ausdruck der jeweiligen Erwartung, ob und inwiefern die Bindungsfigur bereit und in der Lage sein wird, das durch die Trennung und die fremde Situation verursachte Unbehagen beim Kind zu lindern, und inwiefern das Kind gleichzeitig sich selbst als liebens- und beachtenswert einschätzt. Es handelt sich also letztlich um ein Gütekriterium für die jeweilige Mutter- bzw. Vater-Kind-Beziehung. Dabei ließen sich drei typische Reaktionsmuster unterscheiden, die als sichere (B), unsicher-vermeidende (A) und unsicher-ambivalente (C) klassifiziert wurden.

Diese Bindungsmuster erwiesen sich bei einer Wiederholung des Verfahrens nach einem halben Jahr als recht stabil. Gleichzeitig zeigte sich, daß die Bindungsqualitäten in den Beziehungen zur Mutter und zum Vater weitgehend unabhängig voneinander sind, so daß kaum davon auszugehen ist, daß es sich einfach um Ausdrucksformen unterschiedlicher kindlicher Temperamente handelt. Weiterhin zeigte sich, daß die Bindungssicherheit des Kindes mit einem Jahr sehr signifikant mit dem Merkmal der „mütterlichen Feinfühligkeit“ in Verbindung stand, welches unabhängig davon bei detaillierten Interaktions-

studien im natürlichen häuslichen Lebensraum erhoben worden war. Ausgehend von der These, daß diese durch die „Fremde Situation“ erhobene Bindungsklassifikation ein bedeutsames Maß für die Qualität der frühen Mutter-Kind- bzw. der frühen Vater-Kind-Beziehung ist, und der weiteren Annahme, daß die frühe Bindungsqualität ihrerseits ein prognostisch bedeutsames Datum für den weiteren Gang der Entwicklung darstellt, wurden nun verschiedene Longitudinalstudien initiiert, die den Entwicklungsverlauf größerer Gruppen von Kindern verfolgten, bei denen am Ende des ersten Lebensjahres die Bindungsqualität zu den Eltern in der „Fremden Situation“ bestimmt worden war.

Dabei zeigten sich erstaunlich deutliche Zusammenhänge zwischen dieser Bindungsklassifikation und einer Vielzahl von späteren Entwicklungsmerkmalen: So erwies sich die Eltern-Kind-Beziehung der ehemals als „sicher gebunden“ klassifizierten Kinder auch im Alter von sechs Jahren als harmonischer und vertrauensvoller als die der als „unsicher gebunden“ klassifizierten Kinder. Die Gespräche zwischen den Eltern und den Kindern waren hier flüssiger und wechselseitiger, und in projektiven Tests zeigten diese Kinder weniger Ängstlichkeit und Abwehr bezüglich trennungsrelevanter Themen (MAIN u. a. 1985). Im Kindergarten erwiesen sich die „sicher gebundenen“ Kinder als selbständiger und in ihren Aktivitäten unabhängiger von der Anleitung und Hilfestellung der Kindergärtnerinnen. Sie spielten phantasievoller, konzentrierter, zufriedener, planvoller und ausgeglichener als die Kinder mit ehemals „unsicher-vermeidender“ bzw. „unsicher-ambivalenter“ Bindungsqualifikation. Besonders beim Umgang mit Konflikten zeigten sie mehr Empathie und deutlich größere soziale Kompetenz. Sie hatten tendenziell weniger Verhaltensprobleme und waren beliebter bei den anderen Kindern (vgl. etwa SROUFE/FOX/PANCAKE 1983; ERICKSON/SROUFE/EGELAND 1985; SÜSS 1987; GROSSMANN/GROSSMANN 1991; WARTNER u. a. 1994). Bei Beobachtungen, die durchgeführt wurden, als die Kinder das Alter von zehn bis elf Jahren erreicht hatten, konnten wiederum deutliche Unterschiede zwischen den ehemals als „sicher“ und den ehemals als „unsicher-vermeidend“ bzw. „unsicher-ambivalent“ eingestuften Kindern festgestellt werden. Erstere wurden tendenziell als aktiver, initiativer, selbständiger und kooperativer beurteilt. Sie kamen besser mit komplexen Gruppensituationen zurecht und bildeten intensivere Freundschaften (SROUFE 1989; SROUFE u. a. 1993).

Eine Frage, die die Bindungsforscher natürlich ebenfalls brennend interessiert, ist die nach der intergenerationellen Transmission von Bindungsmustern. Unter der Annahme, daß die frühe Bindungssicherheit das Fundament der „Ontogenese emotionaler Integrität und Kohärenz“ (GROSSMANN u. a. 1989) darstellt und daß es eine relativ große Kontinuität gerade im basalen sozio-emotionalen Bereich der Persönlichkeitsentwicklung gibt, liegt natürlich die Vermutung nahe, daß die frühkindliche Bindungssicherheit, die man selbst als Kind erfahren hat, Einfluß hat auf die Bindungssicherheit, die man später als Mutter oder Vater den eigenen Kindern vermitteln kann. Die Kohorten der verschiedenen Longitudinalstudien, die im Rahmen der Bindungsforschung initiiert wurden, haben gerade erst die Pubertät erreicht, so daß die „ideale Untersuchung“ in dieser Hinsicht, die also die Übereinstimmungen der Bindungsmuster bei Eltern und Kindern miteinander vergleichen könnte, noch

nicht möglich ist. Hier darf man auf entsprechende Ergebnisse gespannt sein, wenn die Probanden in das Alter der Familiengründung kommen.

Die Bindungsforschung geht davon aus, daß die Bindungsthematik nicht nur in früher Kindheit aktuell ist, auch wenn sie dort am unmittelbarsten direkt im Verhalten des Kindes beobachtbar ist, sondern daß sie im weiteren Entwicklungsverlauf zunehmend auf die Ebene der psychischen Repräsentation, d. h. der generalisierten Vorstellungen von der Verlässlichkeit der Welt, von der Vertrauenswürdigkeit der Mitmenschen, von der Bedeutung enger persönlicher Beziehungen, vom Wert des eigenen Selbst, von der eigenen Fähigkeit, mit Problemen und Herausforderungen fertig zu werden, und der basalen Überzeugung, der Zuwendung anderer wert zu sein, transformiert wird. Vor diesem Hintergrund wurden nun im Rahmen der Bindungsforschung auch einige Versuche unternommen, diese innere, mentale Repräsentanz von Bindungssicherheit in späteren Lebensaltern möglichst differenziert zu erfassen.

Im Rahmen des Berkley Social Development Project haben MAIN und GOLDWYN (1984) zu diesem Zweck einen Leitfaden und ein Auswertungsraster für ein „Adult Attachment Interview“ entwickelt. In diesem Interview geht es darum, die persönliche Bindungsgeschichte der Eltern und ihre Einstellung zu zwischenmenschlichen Beziehungen überhaupt zu explorieren. Die Eltern werden aufgefordert, über ihre Kindheit und ihre Beziehung zu ihren Eltern zu erzählen, über ihre Erinnerungen von Nähe und Geborgenheit und von Zurückweisung und Trennung zu sprechen, die Wandlungen, die das Verhältnis zu den eigenen Eltern genommen hat, nachzuzeichnen und das jetzige Verhältnis zu ihnen zu beschreiben. Schließlich sollen sie einschätzen, wie diese Erfahrungen mit ihren Eltern ihre eigene Persönlichkeitsentwicklung geprägt haben. Bei der Auswertung der Gespräche wurde insbesondere auf Ungereimtheiten und Widersprüche in den Darstellungen geachtet. Entsprechend den typischen Mustern des Gesprächsverlaufs und des Gesprächsverhaltens wurde eine Unterteilung in drei Formen der Bindungsrepräsentation im Erwachsenenalter vorgenommen: Autonomous (F), Dismissing (D) und Preoccupied (E).

Die Interviews der ersten Gruppe (F) zeichneten sich durch eine insgesamt eher gelassene Gesprächsatmosphäre aus. Die Gesprächspartner hatten eine relativ große Bewußtheit bezüglich der eigenen Vergangenheit und erkannten Bezüge zwischen den Beziehungserfahrungen der Vergangenheit und der gegenwärtigen psychischen Verfassung. Sie präsentierten entweder ein glaubhaftes Bild einer stabilen und verlässlichen frühkindlichen Beziehungssituation, oder sie berichteten von schlimmen Kindheitserfahrungen und machten dabei gleichzeitig deutlich, daß es schlimme Erfahrungen waren, daß sie sich also innerlich mit diesen problematischen Aspekten ihrer Geschichte auseinandergesetzt und sie in gewissem Sinn verarbeitet hatten. In ihren Selbstdarstellungen neigten sie weniger zur Selbsttäuschung. Sie vermittelten ein klareres Gefühl von Identität. Gleichzeitig fiel es ihnen leichter, die Angewiesenheit auf andere Menschen anzuerkennen und den Mangel an Perfektheit bei den eigenen Eltern und bei sich selbst zu akzeptieren.

Bei den Interviews der zweiten Gruppe (D) fanden sich kaum detaillierte Erinnerungen an Kindheitserfahrungen. Häufig gaben die Gesprächspartner hier an, sie könnten sich so gut wie überhaupt nicht an ihre Kindheit erinnern.

Die Bedeutung negativer Kindheitserfahrungen wurde tendenziell eher verleugnet. Meist gaben die Befragten nur indirekte Hinweise, die darauf schließen ließen, daß sie als Kind eher zurückgesetzt, vernachlässigt oder umhergeschoben wurden. Die Berichte über die eigene Kindheit schienen hier sehr stark von Abwehrprozessen geprägt zu sein. So ergab sich etwa häufig ein ausgeprägtes Mißverhältnis zwischen einer sehr massiven Idealisierung der Elternfiguren und einer gleichzeitigen Unfähigkeit, dieses generelle Urteil durch irgendwelche konkreten Erinnerungen anschaulich zu belegen. In den Selbstdarstellungen herrschte häufig eine forcierte Betonung der eigenen Stärke und Unabhängigkeit, die Überzeugung, daß einem negative Erfahrungen nichts anhaben können, vor. Die als Kind bezogenen Prügel wurden häufig nach dem Motto „Das hat mir nichts geschadet“ als verdiente und heilsame Bestrafung legitimiert.

Die Interviews der dritten Gruppe (E) waren vor allem dadurch charakterisiert, daß die Betroffenen emotional noch sehr in die familiären Beziehungskonflikte der Kindheit verwickelt schienen. Diese Gespräche waren meist sehr lang, häufig etwas konfus und sprunghaft. Vielfach ergaben sich hier Hinweise auf prekäre Rollen, die das Kind innerhalb der Familie innehatte, oftmals auch Hinweise auf traumatische Erfahrungen durch Verlust oder durch Mißbrauch. Die Betroffenen schienen in einer eher ungeklärten, verworrenen psychischen Verfassung. Im Hinblick auf die Eltern mischten sich Enttäuschung, Ärger und Ressentiments mit Unverständnis und der Sehnsucht, doch noch irgendwie einmal ganz angenommen zu werden.

Die Ergebnisse dieser Elterngespräche wurden dann im Rahmen dieser Studie mit der Qualität der Bindung der Kinder, wie sie in der „Fremden Situation“ eingeschätzt worden war, in Beziehung gesetzt, und hierbei ergaben sich recht deutliche Zusammenhänge. Mit einer Wahrscheinlichkeit von 75% konnten MAIN u. a. aus den Analysen des „Adult Attachment Interview“ mit der Mutter die entsprechende Bindungsklassifikation des Kindes dieser Mutter vorhersagen (vgl. MAIN u. a. 1985; FREMMER-BOMBIK 1987; RICKS 1985).

Bei den Untersuchungen von MAIN u. a., RICKS und von FREMMER-BOMBIK über den Zusammenhang zwischen der Bindungsrepräsentation bei den Müttern und der Bindungsklassifikation bei den Kindern handelte es sich gewissermaßen um eine „retrospektive Prognose“, d. h., die Untersuchung der Kinder in der „Fremden Situation“ war dem Interview mit den Müttern jeweils zeitlich vorausgegangen. Inzwischen liegen jedoch auch tatsächliche prospektive Studien über diese Zusammenhänge vor. Unter dem Titel „Measuring the Ghost in the Nursery: An Empirical Study of the Relationship between Parent's Mental Representations of Childhood Experiences and their Infants' Security of Attachment“ (FONAGY u. a. 1993), der also ganz ausdrücklich auf FRAIBERGS Metapher Bezug nimmt, gleichzeitig aber den neuen, empirischen Anspruch zum Ausdruck bringt, berichten FONAGY u. a. über die Ergebnisse ihres „Parent-Child Project“. Mit 100 Müttern und 100 Vätern, die jeweils ihr erstes Kind erwarteten, wurde im letzten Drittel der Schwangerschaft neben diversen Tests und Fragebögen zur Erfassung von Persönlichkeitsmerkmalen wie Selbstbewußtsein und intellektueller Leistungsfähigkeit, zur Einschätzung der Partnerbeziehung und zur Bestimmung des demographischen und sozioökonomischen Status auch das „Adult Attachment Interview“ durchgeführt.

Als die Kinder dann das Alter von einem bzw. von eineinhalb Jahren erreicht hatten, wurde in der „Fremden Situation“ die jeweilige Bindungssicherheit in bezug zur Mutter und zum Vater bestimmt.

Während keines der ebenfalls vor der Geburt des Kindes erhobenen Merkmale der Elternpersönlichkeit, der elterlichen Partnerbeziehung oder des demographischen und sozioökonomischen Status prognostische Bedeutung für die spätere Bindungsklassifikation hatte, erwiesen sich jene Ergebnisse aus der Auswertung des „Adult Attachment Interview“ als außerordentlich bedeutsam: Bei den Müttern, die aufgrund des Interviews der Gruppe „F“ zugeordnet worden waren, zeigten knapp 80% der Kinder in der „Fremden Situation“ jenes Reaktionsmuster, das als Ausdruck einer sicheren Bindung gilt. Umgekehrt zeigten von den Müttern, die den Gruppen „D“ bzw. „E“ zugeordnet waren, nur 27% der Kinder dieses Reaktionsmuster. Die Mütter mit einer unsicheren, konflikthaften, ungeklärten inneren Repräsentanz der eigenen Bindungserfahrungen hatten also ein sehr deutlich erhöhtes Risiko, daß auch die Beziehung zum eigenen Kind mit Unsicherheiten und Ambivalenzen belastet war. Bei den Vätern zeigte sich ein ähnliches Muster. Zwar waren hier die Zusammenhänge nicht ganz so deutlich, dennoch waren auch sie hochsignifikant.

Eine genauere inhaltliche Analyse der Interviews bestätigte dann jene schon von FRAIBERG geäußerte Vermutung, daß weniger die konkreten Umstände und Erfahrungen aus der Kindheit der Eltern entscheiden, welche Macht später die „Geister“ in der Erziehung der eigenen Kinder bekommen, als vielmehr die Art und Weise der psychischen Verarbeitung dieser Erfahrungen:

“Those parents whose descriptions of their childhood were characterized by rejection, neglect, or lack of love were only slightly more at risk of bringing up infants who manifest insecure relationship patterns with them. Rather *incoherence* in the form and content of the adult interview proved to be the clearest prognosticator of infant insecurity at both 12 and 18 month” (FONAGY u. a. 1993, S. 969).

In einer weiteren Studie konnten jüngst sogar intergenerationelle Zusammenhänge hinsichtlich der Bindungssicherheit über drei Generationen hinweg nachgewiesen werden. BENOIT und PARKER führten sowohl mit den Müttern als auch mit deren Müttern das „Adult Attachment Interview“ durch und untersuchten, inwiefern die daraus resultierenden Klassifikationen der Bindungsrepräsentation prognostische Bedeutung hinsichtlich der Bindungsklassifikation der Kinder hatten. Es ergab sich dabei für die insgesamt 77 Großmutter-Mutter-Kind-Triaden eine beeindruckend deutliche Bestätigung der theoretisch vorhergesagten Zusammenhänge: Die Klassifikationen aus dem „Adult Attachment Interview“ mit den Müttern und Großmüttern zeigten ein hohes Maß an Übereinstimmung, und sie standen ihrerseits wieder mit bestimmten Bindungsmustern bei den Kindern in Zusammenhang. Typische Linien waren F-F-B, D-D-A und E-E-C. Für 65% der Triaden entsprachen sich die Klassifikationen in allen drei Generationen (BENOIT/PARKER 1994).

4. *Beiträge der epidemiologischen Risikoforschung und der Entwicklungspathologie: Breaking the Cycle of Abuse*

Die dargestellten Forschungsprojekte aus dem Umfeld der Bindungstheorie, die recht deutliche Zusammenhänge zwischen der mentalen Repräsentation der Bindungsthematik bei den Eltern und der im unmittelbaren Verhalten ausgedrückten Bindungssicherheit bei den Kindern nachweisen konnten, wurden nicht mit spezifischen Risikogruppen, sondern mit Eltern und Kindern aus durchschnittlichen Mittelschichtfamilien durchgeführt. Die Tatsache, daß Kinder in der „Fremden Situation“ ein „unsicher-vermeidendes“ oder ein „unsicher-ambivalentes“ Bindungsmuster zeigen, bedeutet keineswegs, daß diese Kinder von ihren Eltern mißhandelt oder vernachlässigt würden. Sie ist lediglich ein Hinweis darauf, daß die jeweilige Eltern-Kind-Beziehung von gewissen Problemen belastet ist, daß die Kinder die Mutter oder den Vater nicht im optimalen Sinn als verlässliche „secure base“ für ihre Explorationen und als Trostspender für ihren Kummer erleben, daß sie gewissermaßen früh gelernt haben, innere Konflikte eher zu verbergen, als sich hilfesuchend an die Eltern zu wenden. Die unsichere Bindungsklassifikation ist auch keinesfalls als eine klinische Diagnose oder als ein Hinweis darauf zu verstehen, daß bestimmte Entwicklungsstörungen mit Sicherheit zu erwarten seien, selbst wenn es inzwischen relativ deutliche Belege dafür gibt, daß diese Kinder ein erhöhtes Risiko haben, gerade was die Bereiche Selbstwertgefühl und Sozialkompetenz angeht, gewisse Schwierigkeiten zu entwickeln.

Natürlich ist das Problem der intergenerationellen Transmission von Erziehungserfahrungen in jenen Fällen am dringlichsten, in denen Menschen in ihrer eigenen Kindheit massive Formen der Mißhandlung oder Vernachlässigung erfahren mußten. Daß solche extremen Erfahrungen bedeutende Risikofaktoren für die spätere Entwicklung darstellen, ist vielfach belegt. Mit dem Versuch, das relative Gewicht, die prognostische Bedeutung solcher Risikofaktoren zu bestimmen, deren Wechselwirkung mit anderen Entwicklungsmerkmalen, u. a. auch mit sogenannten „Schutzfaktoren“, d. h. positiven Aspekten des Entwicklungsmilieus, zu verstehen, Gefährdungssituationen für und typische Entwicklungspfade hin zu bestimmten Störungen zu beschreiben sowie die Verbreitung derselben empirisch zu erfassen, beschäftigen sich die epidemiologische Risikoforschung und die Entwicklungspsychopathologie (allgemein hierzu GARMEZY/RUTTER 1983; SROUFE/RUTTER 1984; BOWLBY 1988; BRAMBRING u. a. 1989; ROLF u. a. 1990; RUTTER 1991). Von dieser Seite her liegen einige Studien vor, die sich mit dem Problem der „intergenerational links“, den Kontinuitäten und Diskontinuitäten zwischen dem Elternverhalten, das man selbst als Kind erlebt hat, und dem, das man gegenüber seinen eigenen Kindern praktiziert, befassen.

KAUFMAN und ZIGLER haben in einem Überblicksartikel mit dem Titel „Do Abused Children Become Abusive Parents?“ die einschlägige Literatur gesichtet und darauf hingewiesen, wie leicht aufgrund von retrospektiven klinischen Fallgeschichten ein verzerrtes Bild entsteht. Unzweifelhaft erhöht die Tatsache, selbst als Kind Opfer von Mißhandlung gewesen zu sein, das Risiko, später als Mutter oder Vater zum Täter zu werden. Nach ihrer Einschätzung gibt es

aber kaum empirische Belege, die die so populäre generelle These von einem tragischen „Wiederholungszwang“ stützen. Die quantitativen Angaben über die „intergenerationelle Transmission“ schwanken in den von ihnen referierten empirischen Studien zwischen 18% und 70%, und die Autoren wagen und begründen eine eigene Einschätzung, nach der eine Wiederholungsrate in der Größenordnung von 30% am ehesten der Realität entspricht (KAUFMAN/ZIGLER 1987, S. 190). Damit hätten zwar die Erwachsenen, die in ihrer Kindheit Mißhandlungen erfahren haben, ein gegenüber der Durchschnittsbevölkerung deutlich erhöhtes Risiko, selbst zu mißhandelnden Eltern zu werden, dennoch würde dies bedeuten, daß etwa zwei Drittel der Eltern eben nicht die eigenen leidvollen Erfahrungen an den Kindern wiederholt. KAUFMAN und ZIGLER sprechen deshalb sogar von einem „intergenerational myth“, das aufgegeben werden sollte, und sie fordern mit Recht, daß es Zeit sei, die Frage „Do abused children become abusive parents?“ beiseite zu legen und sie durch die sehr viel fruchtbarere und sinnvollere Frage, „Under what conditions is the transmission of abuse most likely to occur?“, zu ersetzen (ebd., S. 191). Dies bedeutet gleichzeitig, sich für die Bedingungen, unter denen die Wiederholung *nicht* stattfindet, zu interessieren.

Zwei Untersuchungen, die hierzu aufschlußreiche Hinweise geliefert haben, seien abschließend vorgestellt. EGELAND, JACOBVITZ und SROUFE sind im Rahmen einer Teiluntersuchung des „Minnesota Parent-Child Project“, einer prospektiven Longitudinalstudie mit einem ausgesprochenen „high risk sample“, d.h. mit Familien, bei denen vielfältige psychosoziale Belastungen kumulierten, dieser Frage nachgegangen. Sie weisen dabei auf jenen „etiological error“ hin, der gerade in der Diskussion um den „cycle of abuse“ so häufig begangen würde: „although looking backward, the antecedents of child abuse may seem apparent and inevitable, looking prospectively, it becomes evident, that multiple pathways are possible“ (EGELAND u. a. 1988, S. 1080). Die Studie von EGELAND u. a. zielt auf einen systematischen Vergleich zweier Teilgruppen ab, die als „abuse continuity“ bzw. als „abuse discontinuity subsample“ bezeichnet wurden. Bei der ersteren hatten sich klare Hinweise auf Mißhandlung und unzulängliche Betreuung der Kinder ergeben. Bei der letzteren waren die Untersucher zu dem Urteil gekommen, daß diese selbst ehemals mißhandelten Mütter durchaus in der Lage waren, ihren eigenen Kindern angemessene und liebevolle Versorgung zukommen zu lassen. Jene Fälle, bei denen die Einschätzung nicht eindeutig war, wurden aus der Untersuchung ausgeklammert.

Wodurch unterschieden sich nun diejenigen Mütter, denen es gelang, den „cycle of abuse“ zu brechen, von denjenigen Müttern, die darin gefangen blieben? Ganz allgemein kann man es auf die Formel bringen: Sie hatten mehr hilfreiche Beziehungen. So berichteten sie neben all den Schattenseiten ihrer eigenen frühen Kindheit deutlich häufiger von einer stabilen und verlässlichen erwachsenen Bezugsperson, an die sie sich wenden konnten. Die eminente Bedeutung, die einer solchen verlässlichen Bezugsperson gerade für Kinder aus hochbelasteten Entwicklungsmilieus zukommt, ist auch aus anderen Studien bekannt (vgl. RUTTER 1978; TRESS 1986; WERNER/SMITH 1992). Ein anderes Merkmal, das die beiden Gruppen unterschied, war dies, daß ein Drittel der Mütter aus der „discontinuity group“ im Laufe ihres Lebens eine längerfristige

psychotherapeutische Beziehung eingegangen war, während keine einzige Mutter aus der „continuity group“ über entsprechende Erfahrungen verfügte. Ein weiterer markanter Unterschied bestand darin, daß die Mütter aus der ersten Gruppe ihre Partnerbeziehungen als deutlich intakter, stabiler und befriedigender charakterisierten, daß sie mehr emotionale Unterstützung erfuhren und daß sie ihrerseits in diesen Beziehungen seltener psychischer Gewalt ausgesetzt waren.

Gerade der letzte Punkt, die große Bedeutung der Partnerbeziehung für die Frage, ob schlimme Erfahrungen aus der eigenen Kindheit in der nächsten Generation ihre Fortsetzung finden, wurde in der Studie „Parenting Breakdown. The Making and Breaking of Intergenerational Links“ von QUINTON/RUTTER (1988) eindrucksvoll bestätigt. QUINTON und RUTTER haben dabei eine retrospektive und eine prospektive Untersuchung miteinander kombiniert. Als Kriterium für das, was sie als „parenting breakdown“ bezeichnen, also den Zusammenbruch der Fähigkeit der Eltern, dem Kind einen geschützten und entwicklungsförderlichen Lebensraum zu bieten, wurde die zeitweilige Heimunterbringung des Kindes, wenn diese aus Gründen des Kinderschutzes erfolgt war, genommen.

An der retrospektiven Untersuchung waren 48 Familien mit Kindern im Alter von fünf bis acht Jahren beteiligt, bei denen jeweils zum zweiten Mal eine solche Maßnahme als notwendig erachtet wurde. Die Stichprobe der prospektiven Untersuchung setzte sich aus 93 jungen Frauen zusammen, die in ihrer Kindheit selbst ein vergleichbares Schicksal erfahren hatten, d. h., die in ein Heim eingewiesen worden waren, weil ihre Eltern nicht in der Lage waren, eine verantwortungsvolle Betreuungssituation zu gewährleisten. In beiden Teilstudien wurden mit den Müttern und ihren Lebenspartnern ausführliche Interviews gemacht, die ihre Kindheitserfahrungen, ihren weiteren Entwicklungsweg, ihre gegenwärtige Lebenssituation und natürlich vor allem ihre Erziehungspraxis gegenüber den eigenen Kindern zum Gegenstand hatten. Hinzu kamen direkte Beobachtungsstudien der Mutter-Kind-Interaktion im häuslichen Umfeld.

Die Auswertung der Daten erbrachte auffällige Unterschiede zwischen der retrospektiven und der prospektiven Untersuchung und bestätigte die allgemeine Erfahrung, daß intergenerationelle Zusammenhänge in retrospektiver Betrachtungsweise sehr viel stärker erscheinen als in prospektiver. Während in der retrospektiven Untersuchung mit jenen Familien, in denen es zum „parenting breakdown“ gekommen war, nahezu in allen Fällen zumindest ein Elternteil oder gar beide Eltern von schwerwiegenden Belastungen ihrer Kindheit durch Vernachlässigung, Mißhandlung, Heimeinweisungen, wegen psychosozialer Störungen der Eltern oder wegen massiver und permanenter Streitigkeiten zwischen ihnen berichteten, war der intergenerationelle Zusammenhang in der prospektiven Studie weniger ausgeprägt. „Nur“ etwa ein Drittel jener Mütter, die selbst aufgrund des Zusammenbruches häuslicher Erziehungsfelder Teile ihrer Kindheit in Institutionen verbracht hatten, waren ihrerseits wieder von dem zumindest zeitweiligen Verlust der erzieherischen Kompetenz betroffen. Natürlich gab es auch bei vielen anderen Familien, bei denen kein solcher Zusammenbruch und keine entsprechende Intervention stattgefunden hatte, ausgeprägte Probleme. Aber immerhin wurde bei einem

Viertel der Mütter die Gesamtqualität der Betreuung und Erziehung der Kinder als „gut“ eingeschätzt. Diese Ergebnisse, auch die der prospektiven Studie, sprechen auf den ersten Blick sehr deutlich für die These, daß die künftigen Elternqualitäten maßgeblich durch die frühen Kindheitserfahrungen geprägt sind und daß durch entsprechend negative frühe Erfahrungen die Fähigkeiten zur erfolgreichen Elternschaft dauerhaft beschädigt werden.

QUINTON und RUTTER wehren sich jedoch gegen eine solche naheliegende Erklärung durch ein frühkindliches Prägungsmodell und betonen, daß ihre Daten auf komplexere Zusammenhänge hinweisen. Denn ein solches Modell übersieht die Tatsache, daß der Zusammenbruch von familiären Erziehungsfeldern meistens im Zusammenhang einer umfassenden psychosozialen Problemsituation steht (soziale Randständigkeit, finanzielle Notlage, Arbeitslosigkeit, schlechte Wohnsituation, psychische Krankheiten, Suchtprobleme etc.) und daß gerade auch solche Milieufaktoren häufig eine beachtliche Kontinuität aufweisen. Somit sind natürlich jene Kinder, die aufgrund früher Vernachlässigung oder Mißhandlung zeitweilig in Fremdbetreuung kamen, in den allermeisten Fällen auch in ihren späteren Entwicklungsphasen größeren Belastungen und Risiken ausgesetzt. Sie finden sich oft eben dann, wenn sie selbst Kinder haben, in Situationen wieder, die schon von den äußeren Bedingungen her wiederum recht problembeladen sind. Häufig trägt gerade der forcierte Versuch, dem bisherigen Milieu zu entkommen, etwa durch Schulabbruch, frühzeitige Heirat und Schwangerschaft, dazu bei, es um so zuverlässiger zu reproduzieren. QUINTON und RUTTER sprechen deshalb von dem „linking of adverse environments, . . . the likelihood of one adverse experience or environment leading to another, not necessarily of the same kind, but with similar capacity to impede beneficial changes and to restrict life-chances. It is apparent, that much of the explanation for intergenerational continuities lies in the nature of these linking processes“ (ebd., S. 207). Jedoch sehen QUINTON und RUTTER auch hier keineswegs eine absolute Zwangsläufigkeit. Vielmehr ist eines der markantesten Ergebnisse ihrer Studie gerade, daß eine harmonische und unterstützende Partnerbeziehung einen entscheidenden Einfluß auf die Elternqualität hat. Diejenigen Mütter aus der prospektiven Studie, die über eine solche partnerschaftliche Unterstützung verfügten, hatten trotz ihrer eigenen belasteten Kindheitsgeschichte kein höheres Risiko, in der Versorgung ihrer eigenen Kinder zu scheitern, als die Mütter einer zufällig ausgewählten Vergleichsgruppe. Unter solch günstigen Voraussetzungen sehen QUINTON und RUTTER auch die Chance, daß die Erfahrung der Elternschaft selbst zu einem bedeutsamen Faktor der Persönlichkeitsstabilisierung werden kann. In folgender Formulierung fassen sie die Ergebnisse ihrer Studien zusammen: „In conclusion these studies suggest, that although the effects of early adverse experience were clearly detectable in early adulthood, there was little evidence for direct effects on specific parenting qualities or for any immutable effect on personality development, that made good parenting impossible“ (ebd., S. 206).

5. Schluß

Werden nun durch die empirischen Befunde der Bindungsforschung und der Entwicklungspsychopathologie die psychoanalytischen Thesen zur Reproduktion früher Erfahrungen und zum unbewußten Wiederholungszwang in der Erziehung eher bestätigt oder eher widerlegt?

Die prospektiven empirischen Befunde liefern überzeugende Belege dafür, daß die Qualität der frühen Eltern-Kind-Beziehung grundsätzlich von erheblicher Bedeutung für die sozioemotionale Entwicklung des Menschen ist. Insofern erfährt hier ein psychoanalytisches Grundaxiom eine eindrucksvolle Bestätigung. Es gibt aber deutliche Belege dafür, daß eine beträchtliche Zahl von Personen trotz sehr belastender Kindheitserfahrungen später in der Lage ist, den eigenen Kindern eine verlässliche und befriedigende Betreuungssituation, eine „fördernde Umwelt“ (WINNICOTT) zu bieten.

Die Ergebnisse der Bindungsforschung zeigen, daß selbst im Rahmen „normaler“ Eltern-Kind-Verhältnisse (d.h., ohne daß eine Deprivations- oder Mißhandlungssituation vorliegt) früh erkennbare und empirisch erfaßbare Unterschiede in der Qualität der Eltern-Kind-Beziehung bestehen, die von großer prognostischer Relevanz sind, die also tatsächlich einen Unterschied hinsichtlich der weiteren Entwicklung machen. Sie zeigen weiterhin, daß die Art und Weise, wie die eigene Bindungsgeschichte beim Erwachsenen psychisch repräsentiert ist, d.h., wie offen, unbefangen und differenziert er sich damit auseinandersetzen kann bzw. welches Maß an Konflikthaftigkeit, Abwehr, Idealisierung und Verdrängung dabei im Spiel ist, von großer prognostischer Bedeutung dafür ist, ob sich eine harmonische und befriedigende Beziehung zum eigenen Kind entfalten kann.

Die Ergebnisse der Entwicklungspsychopathologie weisen jedoch darauf hin, daß es keinen unmittelbaren, zwingenden Zusammenhang zwischen diesen beiden zeitlich weit auseinander liegenden Aspekten gibt, sondern daß die Entwicklungsphase dazwischen sehr wohl offen ist für bedeutsame korrektive Erlebnisse und daß es vor allem individuell durchaus unterschiedliche Weisen der psychischen Verarbeitung belastender Kindheitserfahrungen gibt. Schon BOWLBY hatte ausdrücklich das psychoanalytische Denkmodell der „Fixierung in früher Kindheit“ zurückgewiesen und statt dessen von „internal working models“ gesprochen, gewissermaßen inneren Landkarten zur Orientierung in der sozialen Welt, basalen Vorstellungen darüber, welches Maß an Nähe, Vertrauenswürdigkeit, Verlässlichkeit von den Mitmenschen zu erwarten ist, sowie Vorstellungen darüber, inwiefern man selbst der Zuneigung und Unterstützung anderer wert ist und in welchem Maß man negative Gefühle von Trauer, Hilflosigkeit oder Wut sich selbst gegenüber zulassen und anderen gegenüber ausdrücken darf. Zwar hat BOWLBY auch für diese „internal working models“ eine Tendenz zur Stabilisierung mit zunehmendem Lebensalter postuliert, aber schon die Bezeichnung „working models“, also „Arbeitsmodelle“, macht deutlich, daß er diese für prinzipiell offen gegenüber neuen Erfahrungen hält.

Im Rahmen der empirischen Untersuchungen ging es immer wieder um die prognostische Bedeutung bestimmter Merkmale für die künftige Entwicklung. Prognose läßt sich mit HERZKA auch schlicht verstehen als ein „Deckname für begründete Hoffnungen und Befürchtungen“ (HERZKA 1987, S. 68). In diesem

Sinn gibt es aufgrund der empirischen Befunde einerseits tatsächlich Anlaß für begründete Befürchtungen, daß viele Eltern mit belastenden Kindheitserfahrungen im Wiederholungszwang gefangen bleiben und eigene aus der Kindheit stammende seelische Verletzungen an ihre Kinder weitergeben, andererseits aber durchaus Anlaß für begründete Hoffnungen, daß Eltern dann, wenn es ihnen gelingt, sich mit den Schwächen und Versäumnissen ihrer Eltern offen auseinanderzusetzen und zu einem realistischen, ungeschönten Bild ihrer Kindheitssituation zu gelangen, gute Chancen haben, aus jenem Kreislauf auszubrechen. Zumal dann, wenn sie ausreichend soziale Unterstützung erfahren und in späteren Lebensphasen positive Beziehungserfahrungen machen. Unter pädagogischen Aspekten liegt dabei die Vermutung nahe, daß eine eher selbst-reflexiv-biographische Form der Elternbildung hilfreicher sein könnte als alle Versuche der Vermittlung von „Sozialisationswissen“.

Die eigentliche Herausforderung sowohl für die empirische Forschung als auch für die Psychoanalyse bestünde darin, die unterschiedlichen Entwicklungspfade in beide Richtungen differenzierter zu verstehen. Die empirische Forschung ist primär auf signifikante Korrelationen zwischen bestimmten Entwicklungsumständen und bestimmten Entwicklungsmerkmalen aus, tut sich aber schwer, die innerpsychischen Prozesse der Erlebnisverarbeitung, die damit bei den betroffenen Subjekten verbunden sind, zu beschreiben. Natürlich kann man auch einwenden, daß ihre Vorgehensweisen reduktionistisch seien, daß es der Vielfalt bindungsbezogener Reaktionsformen und Einstellungen nicht gerecht würde, diese in lediglich drei kindliche Bindungsmuster oder drei Formen der Bindungsrepräsentation im Erwachsenenalter einzuteilen. (Tatsächlich sind in jüngster Zeit für beide Bereiche Klassifikationsschemata mit vier Kategorien in der Diskussion, dies ändert aber nichts am grundsätzlichen Einwand.) Solche Reduktion von Komplexität ist jedoch im Rahmen empirischer Forschung unvermeidlich, und gerade die prospektive prognostische Relevanz der Bindungskategorien über lange Zeiträume hinweg beweist, daß damit eben doch entwicklungsbedeutsame Unterschiede erfaßt sind.

Die Psychoanalyse hat sich bis jetzt überwiegend auf die Entwicklungspfade hin zu diversen Störungen konzentriert. Sie hat sicherlich ihre Stärke in der subtilen kasuistischen Rekonstruktion solcher problematischer Verarbeitungsprozesse, bewegt sich aber mit ihren lebensgeschichtlichen Kausalverknüpfungen stets auf spekulativem Gebiet. Die Generalisierungen auf der Basis ihres klinischen Erfahrungshintergrundes tendieren vielfach dazu, eine Zwangsläufigkeit negativer Entwicklung dort zu behaupten, wo die prospektive, longitudinale Forschung „nur“ ein erhöhtes Risiko feststellt. Mit ihrer traditionell pathozentrierten, auf die Erklärung der Genese psychischer Störungen ausgerichteten Sichtweise, welche Aspekte positiver Entwicklung und psychischer Gesundheit meist nur in „Ausdrücken doppelter Negation“ beschreiben kann (vgl. ERIKSON 1966, S. 242), übersieht sie leicht, daß auch eine überraschend günstige Entwicklung angesichts eines sehr belastenden Entwicklungshintergrundes ein erstaunliches und theoretisch bedeutsames Phänomen darstellt. Die Pädagogik müßte an diesen Aspekten der Entwicklung allemal ein Interesse haben!

Literatur

- BENEDEK, TH.: Elternschaft als Entwicklungsphase. Ein Beitrag zur Libidotheorie. In: Jahrbuch für Psychoanalyse Bd. I, 1960, S. 35–61.
- BENOIT, D./PARKER, K. C. H.: Stability and Transmission of Attachment across Three Generations. In: Child Development 65 (1994), S. 1444–1456.
- BERNFELD, S.: Sisyphos oder die Grenzen der Erziehung. Frankfurt a.M. 1967.
- BOWLBY, J.: Bindung. München 1975.
- BOWLBY, J.: Trennung. München 1976.
- BOWLBY, J.: Verlust, Trauer und Depression. München 1983.
- BOWLBY, J.: Developmental Psychiatry Comes of Age. In: American Journal of Psychiatry 145/1, 1988, S. 1–10.
- BRAMBRING, M./LÖSEL, F./SKOWRONEK, H. (Hrsg.): Children at Risk: Assessment, Longitudinal Research and Intervention. Berlin/New York 1989.
- BRÄUTIGAM, W.: Bemerkungen zur Lebensgeschichte in psychoanalytischen Therapien. In: W. BLANKENBURG (Hrsg.): Biographie und Krankheit. Stuttgart/New York 1989.
- BRÄUTIGAM, W.: Die mich loben ..., die mich tadeln ... D.E. Zimmer, H. Platta und die Psychoanalyse. In: Psyche 44 (1990), S. 750–764.
- BRETHERTON, I./WATERS, E. (Hrsg.): Growing Points of Attachment Theory and Research. Monographs of the Society of Child Development 50 (1985).
- CREMERIUS, J.: Wenn wir Psychoanalytiker die psychoanalytische Ausbildung organisieren, müssen wir sie psychoanalytisch organisieren! In: Psyche 44 (1987), S. 1067–1096.
- EGELAND, B./JACOBVITZ, D./SROUFE, L. A.: Breaking the Cycle of Abuse. In: Child Development 59 (1988), S. 1080–1088.
- ERICKSON, M. A./SROUFE, L. A./EGELAND, B.: The Relationship between Quality of Attachment and Behavior Problems in Preschool in a High-Risk Sample. In: I. BRETHERTON/E. WATERS (Hrsg.) 1985, S. 147–167.
- ERIKSON, E. H.: Die menschliche Stärke im Zyklus der Generationen. In: Psyche 20 (1966), S. 241–281.
- ERNST, C./LUCKNER, N. v.: Stellt die Frühkindheit die Weichen? Eine Kritik an der Lehre von der schicksalshaften Bedeutung erster Erlebnisse. Stuttgart 1985.
- FONAGY, P./STEELE, M./MORAN, G./STEELE, H./IGGIT, A.: Measuring the Ghost in the Nursery: An Empirical Study of the Relationship between Parents' Mental Representations of Childhood Experiences and their Infants' Security of Attachment. In: Journal of the American Psychoanalytic Association 41 (1993), S. 957–989.
- FRAIBERG, S./ADELSON, E./SHAPIRO, V.: Ghosts in the Nursery. A Psychoanalytic Approach to the Problems of Impaired Infant-Mother-Relationships. In: Journal of the American Academy of Child Psychiatry 14 (1975), S. 387–422.
- FREMMER-BOMBIK, E.: Beobachtungen zur Beziehungsqualität im zweiten Lebensjahr und ihre Bedeutung im Lichte mütterlicher Kindheitserinnerungen. Dissertation Universität Regensburg 1987.
- FREUD, S. (1914): Zur Einführung des Narzißmus. Studienausgabe Bd. III. Frankfurt a.M. 1975, S. 37–69.
- FREUD, S. (1917): Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. Studienausgabe Bd. I. Frankfurt a.M. 1969, S. 34–445.
- FREUD, S. (1920): Über die Psychogenese eines Falles von weiblicher Homosexualität. Studienausgabe Bd. VII. Frankfurt a.M. 1973, S. 255–283.
- GARMEZY, N./RUTTER, M. (Hrsg.): Stress, Coping & Development in Children. New York u. a. 1983.
- GÖPPEL, R.: Anfänge der menschlichen Subjektivität. In: Zeitschrift für Pädagogik 40 (1994), S. 247–264.
- GROSSMANN, K. E./GROSSMANN, K.: Attachment Quality as an Organizer of Emotional and Behavioral Responses in a Longitudinal Perspective. In: C. M. PARKES/J. STEVENSON-HINDE/P. MARRIS (Hrsg.): Attachment Across the Life Cycle. London 1991, S. 93–114.
- HEMMINGER, H.: Kindheit als Schicksal? Die Frage nach den Langzeitfolgen frühkindlicher seelischer Verletzungen. Reinbek 1982.
- HERZKA, H. S.: Über den Nutzen und Schaden prognostischen Denkens. In: G. NISSEN: Progn-

- sen psychischer Erkrankungen im Kindes- und Jugendalter. Bern/Stuttgart/Toronto 1987, S. 67–87.
- KAGAN, J.: Die Natur des Kindes. München 1987.
- KAUFMAN, J./ZIGLER, E.: Do Abused Children Become Abusive Parents? In: *American Journal of Orthopsychiatry* 57 (1987), S. 186–192.
- KLEIN, M.: Liebe, Schuldgefühl und Wiedergutmachung. In: M. KLEIN/J. RIVIERE: *Seelische Urkonflikte*. Frankfurt a. M. 1989.
- KRIS, E.: Die Aufdeckung von Kindheitserinnerungen in der Psychoanalyse. In: *Psyche* 31 (1977), S. 732–768.
- LEBER, A. (Hrsg.): *Reproduktion der frühen Erfahrung. Psychoanalytisches Verständnis alltäglicher und nicht alltäglicher Lebenssituationen*. Darmstadt 1983.
- LOCH, W.: Psychoanalyse und Wahrheit. In: *Psyche* 30 (1976), S. 865–898.
- LORENZER, A.: Kindheit. In: *Kindheit. Zeitschrift zur Erforschung der psychischen Entwicklung* 1 (1979), S. 29–37.
- MAIN, M./GOLDWYN, R.: Predicting Rejection of her Infant from Mothers Representation of her own Experience: Implication for the Abused-abusing Intergenerational Cycle. In: *Child Abuse and Neglect* 8 (1984), S. 203–217.
- MAIN, M./KAPLAN, M./CASSIDY, J.: Security in Infancy, Childhood and Adulthood: Move to the Level of Representation. In: I. BRETHERTON/E. WATERS (Hrsg.) 1985, S. 95–124.
- MILLER, A.: *Das Drama des begabten Kindes und die Suche nach dem wahren Selbst*. Frankfurt a. M. 1979.
- QUINTON, D./RUTTER, M.: *Parenting Breakdown. The Making and Breaking of Intergenerational Links*. Aldershot u. a. 1988.
- RICKS, M.: The Social Transmission of Parental Behavior: Attachment across Generations. In: I. BRETHERTON/E. WATERS (Hrsg.) 1985, S. 211–227.
- ROLF, J./MASTEN, A. S./CICCHETTI, D./NUECHTERLEIN, K./WEINTRAUB, S. (Hrsg.): *Risk and Protective Factors in the Development of Psychopathology*. Cambridge 1990.
- RUTTER, M.: Early Sources of Security and Competence. In: J. BRUNNER/A. GARTON: *Human Growth and Development*. Oxford 1978, S. 33–62.
- RUTTER, M. (Hrsg.): *Studies of Psychosocial Risk: The Power of Longitudinal Data*. Cambridge 1991.
- SCHAFER, R.: Die psychoanalytische Lebensgeschichte. In: J. SANDLER (Hrsg.): *Dimensionen der Psychoanalyse*. Stuttgart 1994, S. 27–44.
- SCHLEIERMACHER, F.: Die Vorlesungen aus dem Jahr 1826. In: Ders.: *Pädagogische Schriften*. Unter Mitarbeit von TH. SCHULZE, hrsg. v. E. WENIGER. Düsseldorf/München 1957.
- SROUFE, L. A.: Attachment Classifications from the Perspective of Infant-Caregiver Relationships and Infant Temperament. In: *Child Development* 56 (1985), S. 1–14.
- SROUFE, L. A.: Pathways to Adaption and Maladaption: Psychopathology as Developmental Deviation. In: D. CICCHETTI: *The Emergence of a Discipline: Rochester Symposium on Developmental Psychopathology*. Hillsdale (NJ) 1989, S. 13–40.
- SROUFE, L. A./FOX, N. E./PANCAKE, V.: Attachment and Dependency in Developmental Perspective. In: *Child Development* 54 (1983), S. 1615–1627.
- SROUFE, L. A./CARLSON, E./SHULMAN, S.: Individuals in Relationships: Development from Infancy through Adolescence. In: C. FUNDER/R. D. PARKE/C. TOMLINSON-KEASEY/K. WIDAMAN (Hrsg.): *Studying Lives through Time. Personality and Development*. Washington 1993, S. 315–343.
- SROUFE, L. A./RUTTER, M.: The Domain of Developmental Psychopathology. In: *Child Development* 55 (1984), S. 173–189.
- SÜSS, G.: *Auswirkungen frühkindlicher Bindungserfahrungen auf die Kompetenz im Kindergarten*. Dissertation Universität Regensburg 1987.
- THOMÄ, H./KÄCHELE, H.: *Lehrbuch der psychoanalytischen Therapie*, Bd. 1: Grundlagen. Berlin/Heidelberg/New York/Tokio 1985.
- TRESS, W.: Psychoanalyse als Wissenschaft. In: *Psyche* 39 (1985), S. 385–412.
- TRESS, W.: *Das Rätsel der seelischen Gesundheit. Traumatische Kindheit und früher Schutz gegen psychogene Störungen. Eine retrospektive epidemiologische Studie an Risikopersonen*. Göttingen 1986.
- WARTNER, U. G./GROSSMANN, K./FREMME-BOMBIK, E./SÜSS, G.: Attachment Patterns at Age Six in South Germany. Predictability from Infancy and Implications for Preschool Behavior. In: *Child Development* 65 (1994), S. 1014–1027.

- WERNER, E. E./SMITH, R. S.: Overcoming the Odds. High Risk Children from Birth to Adulthood. Ithaca/London 1992.
- WOLFF, R.: Wiederentdeckung und Aktualität Siegfried Bernfelds. In: Jahrbuch für Psychoanalytische Pädagogik 5 (1993), S. 95–108.

Abstract

The author inquires into the relation between one's own childhood educational experiences and later parental educational behavior. With reference to recent results of human bonding research and of epidemiological risk research, the author tries to substantiate the psychoanalytic thesis of the intergenerational transmission of unempathetic, mentally hurtful ways of treating children. A number of studies shows that the manner in which parents mentally represent their own early experiences of family ties, i. e., how openly and consciously they deal with problematic aspects of their childhood, is of great prognostic importance for the quality of their relation to their own children.

Anschrift des Autors:

Dr. Rolf Göppel, Julius-Maximilians-Universität, Institut für Pädagogik I,
Am Hubland, 97074 Würzburg